

Karlchen.

Eine Kriegsgefahr von Fein Hermann.
Am Abend waren die Truppen abgerückt; ein Feld-Artillerie-Regiment mit schweren Mörsern, die Pferde, die Progen und Raketen mit Eisenlauf geschmiedet, Rasselnd, ratternd, bröhnend. Und die breite Hauptstraße schwellte vom Staube des sandigen Bodens. Raghende Räder der Munitionskolonnen. Pferdege- wieher.
Ein Soldatenlieb, das sich im Abend verlor:
In der Heimat,
In der Heimat,
Da gibt's ein Wiedersehen!
Und ganz, ganz fern, noch ein- mal:
... und die Wäglein im Walde...
Ein Infanterie-Regiment folgte. Klappernde Gewehrgriffe. Die letzte Ansprache des Obersten. Der emporgelassene Degen funktelte in der Dunkelheit, die er durchstach.
"Vorwärts, marsch!"
Und die Kompagnien glitten schat- tenhaft an mir vorüber.
Gegen Mitternacht die Abtheilung der Infanterie.
Ich reichte einem Freunde noch- mals die Hand. Langsam erschloßen in den Baracken die Lichter. Hier eins, dann dort.
Das Tor an der Hauptwache wurde verschlossen.
Das Heerlager war leer.
Am nächsten Morgen hieg am Fahnenmast neben der Komman- dantur die Genfer Fahne empor, das rote Kreuz im weißen Felde.
Das ungeheure Lager, das einsam in der Heide lag, in Friedenszeiten der Schießplatz für die benachbarten Regimenter, wurde in ein Refere- lazarett verwandelt, um als letzte Station des großen Etappenbetriebes zwischen Heimat und Operationsge- biet die verwundeten Kämpfer auf- zunehmen, daß sie hier in der Hei- mat genesen. Und ich war als Arzt hierher kommandiert, meine Pflicht zu erfüllen.
Als ich am nächsten Morgen durch das Lager ging, waren die Sanitätsmannschaften schon eifrig mit dem Ausräumen beschäftigt. Die Pferdehülle wurden gesäubert, ge- weicht und gebüßt, mit großen Fen- stern und mit Decken versehen; die Baracken wurden geräumt, um eine beschränkte Anzahl gereinigter Betten wieder aufzunehmen. Es galt, für 6000 Verwundete zu sorgen.
In einer Offiziersbaracke finde ich an der Tür einer Wohnung einen Hund, einen Dackel.
Ein Halsband trägt ein kleines Schildchen. Darauf den Namen "Karlchen".
Verwundert und ein wenig miß- traulich beugte mich der Fedel, der mir in das unverschlossene Zimmer nachtappte.
Kalter Zigarettenqualm erfüllt den Raum. Die schwere Stiehlampe auf dem schlichten Schreibtische mag ge- blüht haben. Die Luft ist zum Er- sticken. Einige fertige Briefe liegen adreßiert auf einer zurückgelassenen Schreibmappe. Der Leutnant hat keine Zeit gehabt, sie noch zu befor- gen. Daneben steht eine halbdolle Vitorflasche mit einem Zettel be- legt: "Prost meinem Nachfolger!"
Ich muß lächeln.
Und da fällt mein Blick auf den Hund, der mich unentwegt anschaut. "Arme Hundeseele," rede ich ihn an, "hat man dich zurückgelassen, weil man dich brauchen im Felde nicht gebrauchen konnte? Armer Kerl!"
Karlchen heult zur Antwort. Er will mich verstanden haben.
Ich gehe weiter, und als ich her- aus auf die Straße trete, ist "Karl- chen" neben mir.
Ach so! Daran hatte ich nicht ge- dacht. Aus Kameradschaft habe ich die Briefe des Leutnants mitgenom- men, um sie weiterzubefördern. Soll- te ich nicht auch die Pflicht haben, den Hund in meine Obhut zu neh- men?
"Komm, Karlchen!"
Karlchen hat das gar nicht an- ders erwartet. Er ist schon viel zu sehr Soldatenhund, um nicht zu wissen, daß man für ihn zu sorgen hat.
Mit einem frechen Gesicht tritt er neben mich her, läuft dazwischen, wartet auf mich und kommt mit in mei- ne Behausung.
Wau, wau!
"Ja, mein Liebling, ich verstehe dich noch nicht, doch will ich mir Mü- he geben." Und ich schütze ihm ein- nen Napf voll Wasser. Karlchen trinkt.
"Siehst du, wir werden uns schon verstehen. Und Pressen selbst du auch bekommen."
Mein Zimmernachbar kommt vor- bei und fragt mich verwundert, wo ich den Hund herhabe.
"Ich habe ihn an Kindes Statt angenommen."
"Jawohl," meint Karlchen und knurrt den Waffenzug an. Er scheint schon zu wissen, was er mit schuldig war. Und ich war fest ent- schlossen, ihn nun auch zu behalten.
Am Nachmittag war Karlchen

plötzlich verschwunden. Ich piffte an der Tür, ich piffte am Fenster. Karl- chen kam nicht. Da bekam ich es mit dem Gewissen, und ich machte mich auf, meinen Hund zu suchen... Ich hatte mir meine Aufgabe ein wenig zu leicht gemacht. Das Lager war groß, und wie ich bald merkte, mein Karlchen war nicht der einzige Findling, der jetzt seinem Herrn nach- trauern konnte. Es liefen mehrere Hunde herum, schon, feindselig, bis- sfig, knurrend und leifend. Wie konn- te man sie auch so im Stich lassen!
Da ich Karlchen nicht fand, beun- ruhigte ich mich in dem Gedanken, er würde seinen Weg schon zurückfin- den, und ging wieder meiner Arbeit nach. Karlchen 2 2
Nach. Erst am Abend bekam ich es mit der Unruhe, als ich von einem Befehle hörte, alle herrenlosen Hunde des Lagers sollten eingefangen und erschossen werden. Da ging ich denn zur Kommandantur, erklärte mich bereit, den — wie ich ange- ben — von einem Freunde zurückgelassenen Dackel "Karlchen" an mich zu neh- men und ihn zu füttern. Warum ich gerade diese Hundeseele vom Tode erretten wollte? Ich wußte es selbst nicht. War es der treubeherrigte Blick gewesen, der mich ihm zum Freunde machte, oder war es ein unbestimm- tares Gefühl, das mich für ihn ein- treten ließ, das manchmal schon "Schicksal" wurde?
Kurz und gut, ich kam gerade noch zurecht, Karlchen zu retten. Sie hatten ihn bereits am Nachmittag eingefangen. Um ihn aber fürder- hin vor seinem ihm drohenden Ge- schicke zu bewahren, sperrte ich ihn ein und nahm ihn täglich auf einen kurzen Spaziergang mit, den ich mir in einer freien Stunde gönnte. Und Karlchen belohnte meine Tat durch rührende Anhänglichkeit. Er schlief nachts auf der kleinen, harten Matte vor meinem Bett, empfang mich mit- tags, wenn ich aus meinen Baracken kam, mit lautem Gebell, erwartete mich abends ungeduldig, um mich ein Stück in die einsam-tiefe, menschen- leere Heide, die wie ein blauer, blü- hender Glodenblumenring unter Leger umschloß, zu begleiten. Und ich gewann ihn von Tag zu Tag lieber.
Er schien mich bodenlos als sei- nen Gebieter anzuerkennen, hielt mit meinem Burken, der ihn fütterte, Freundschaft und schien seinen frü- heren Herrn vergessen zu haben.
Doch ihn ganz für mich zu behal- ten, daran dachte ich nicht. Wenn der Krieg vorbei war, wollte ich seinen rechten Besitzer schon ausfindig ma- chen. Schwer war das nicht, da ich ja die Regimentsnummer wußte.
Die ganze Hundegeschichte wäre nicht wert, erzählt zu werden, wenn sie nicht bald einen geradezu tragi- schen Ausgang genommen hätte.
Ein neuer Transport Verwundeter war dem Lazarett gemeldet wor- den, und wir mußten uns gegen Abend alle bereithalten, die Soldaten auszuladen und unterzubringen.
Man hört viel von dem heiligen Helmuten dort brauchen im Felde der Ehre, wahrhaftig, es gibt auch ein stilles, unendlich großes Helmu- tenkreuz. Wie sich diese zum Woffendienst untauglichen Männer aufsperrten, sieberst ohne Ruhe ar- beiteten und um das Wohl der Kämpfer ganz das eigene vergaßen!
Und denen ist es ein Trost, hier helfen zu können, zu lindern und Schmerzen zu heilen.
Langsam ist der Zug vor dem kleinen Bahnhof eingelaufen. Bahre nach Bahre wird aus den Wagen ge- hoben und in die Baracken getragen.
Seine letzten furchtbaren Schritten wirkt der Krieg so weit hinein in verschontes Land. Furchtbare, schrei- ende, grausame Schotten!
Spät in der Nacht ist die Arbeit beendet. Die Räume gefüllt mit den Verwundeten. Die Petroleumlampen werfen ihre blinkenden Strahlen über die sauberen, weißen Betten.
Stöhnende Worte.
Nedgen. Die Verbände werden ge- löst, die Wunden gewaschen und neu bedeckt. Anordnungen sind zu tref- fen, die wichtig für die einzelnen sind.
Und die Schwestern, die Kranken- wärter arbeiten mit rührender Liebe. Allen, allen soll ja geholfen werden. Sie wollen ihr letztes tun, um ihrem Vaterlande zu nützen.
Und die Stunden schleichen träge, bleischwer.
Zweihundert Betten. Ist die Arbeit überhaupt zu schaffen?
Am Frühhorgen gehe ich heim, um mich zu waschen, schnell einen Schlud warmen Kaffee zu trinken. Und dann wieder hinüber.
In einem kleineren Gemach liegt ein verwundeter Offizier. Eine Ru- gel hat ihm beide Beine durchschla- gen. Die Wunde ist nicht schwer, aber sie mag furchtbar schmerzen.
Gesprochen hat der Kranke noch nicht. Aber die ganze Nacht durch lag er mit starrten Augen und ver- schlossenen Lippen. Und geruzten hat er, wie mir die Schwester sagt.
Langsam löse ich die Binden und rede ihn an.
Er scheint nicht zu verstehen. Nur seine getrocknete Hand greift nach den Schenkeln. Sie sinkt müde auf die Kissen zurück.
Die Tür ist halbgeöffnet geblie-

ben, die Krankenwärter tragen drin- ken auf dem Gänge gerade einen Verwundeten herbei, den sie in ein anderes Zimmer umbetten wollen. Blüßlich steht mein Hund im Zim- mer und blinzelt mich an. So, als ob er fragen wollte: "Du wirst mir doch nicht böse sein, daß ich mal nach dir schaute? Du bist gestern nicht mit mir ausgegangen. Also sei schon so gut!"
Das ungefähre dachte ich.
"Willst du raus?"
Die Schwester lächelt.
"Bitte, jagen Sie ihn doch ein- mal fort!"
Aber der Dackel weicht ihr im Bo- gen aus und springt mit em Knie empor.
"Zum Donnerwetter!"
Hat er denn alle Erziehung ver- gessen? Und noch einmal herrsche ich ihn an.
"Karlchen!"
Da. Der Kranke ist ein wenig erschrocken zusammengefahren und blüßt mich an.
Und der Hund.
Blüßlich steht er mit flackernden Augen. Steht. Starr.
Was ist denn los?
Ich will nach ihm treten. Er be- achtet mich gar nicht.
Seine Blicke und die des Verwun- deten vereinen sich.
Da winkelt der Hund. Er heult einmal auf.
"Karlchen!"
Eine müde Stimme auf dem Kran- kenlager spricht das. Eine Stimme, in der ein jäher Jubel zittert.
Und noch einmal: "Karlchen!"
Da gehe ich leise hinaus.
Das "Ungeheure".
Stizze von Karl Möhring.
Langsam kam ihm das Erwachen wieder. Er lag in einem Raum und um ihn, neben ihm lagen auch Menschen — ganz langsam wurde ihm das gegenwärtig. Es war viel Weisches da: die Betten, die Wände, die Menschen, die da zwischen den Betten gingen; aber es war noch keine rechte Helligkeit. Die kam wohl, noch.
Er fragte einiges mit leiser Stim- me und bekam diese Antwort. Lei- se: Hände legten ihm die Decken zurecht, beugen ihn auf, legten ihn wieder nieder. Und dann wachte er's: er war in der Hölle gewesen und war noch einmal zurückgekehrt ins süße Men- schenleben. Da wurde er ganz still und dachte lange nach, wenn er ge- rade nicht schlief.
Er suchte sein Wissen in Stücken zusammen: war er war, daß er bei Beginn des Krieges fortgezogen war, gleich den Millionen — und ja; daß ihm am Morgen der Schlacht — der letzten Schlacht — auf einmal einge- fallen war, daß ja heute sein 25. Ge- burtstag sei. Die Schlacht, die Schlacht, wie war das noch? Es war quälend, alles so bestimmen- sachen zu müssen. Aber dann ta- men ihm andere Gedanken dazwischen: wie war's zu Hause? Denn er hatte doch ein Zuhause. Wie ging es der Schwester, mit der er die letzten Jahre zusammen gehaust hatte? Wußte sie von ihm, sorgte sie sich um ihn? Die Augen suchten im Raum, ob sie jemand fänden, den er fragen konnte; aber es war gerade niemand da; so blieb ihm dorecht nichts, als sein Nachdenken und das Suchen. 25 Jahre erst, das war am schwer- sten zu denken, denn es schien ihm, als sei er uralte. Woran lag das? Das fand er, als der daran dachte, daß er an jenem Morgen mit einer guten Zuversicht, wenn auch mit einem ge- wissen feierlichen Ernst in die Schlacht gegangen war mit den andern; daß, nach dem ersten Geplänkel der Morgenstunden, die Schlacht am Mittag heftig geworden war; daß sie unge- heim vorgegangen waren, daß seine Kompagnie, im Zentrum der Stel- lung, beim Vorgehen in den höllen- tessel gekommen war, und: hier war sein Denken schon fast am Ende. Unter dem Feuer feindlicher Geschütze hatten sie weiter nichts mehr tun kö- nen, als sich platt auf die Erde wer- fen und warten. Selber feuern war ganz zwecklos gewesen. Und sie hatten ganz still, gelassen im Lärm unter plägenden Geschossen; einige aber hatten gefleht oder gebetet, je- der hatte gewartet, wann es ihn tref- fen würde! Und da war ihm ein Gedanke gekommen: dies ist die Höl- le; — wenn uns nicht von rechts oder links Luft geschloßt wird, sind wir verloren.
Nun wachte er: ein solches Erleb- nis war außerordentlich, eine solche Schlacht hob den Menschen für Au- genblicke aus allem Zeitmaß heraus, stellte ihn vorübergehend so ins Un- geheure, daß ihm, heimgekehrt ins Leben, ein furchtbarer Ernst und ein tiefer Blick bleiben mußten. Er ent- sann sich noch einer plötzlichen Er- schütterung und eines Schmerzes an der Schulter, als er sich eben ein wenig erhob, um zu spähen. Und dann nichts mehr.
Er war "dort" gewesen, und die- ses dort war wie außerhalb der Welt; sein Denken kreiste um dies "Dort" und seine Lippen flüster- ten: die Hölle. Er mußte sich erst dar- an gewöhnen, sich hier zurückzufin- den; daß er auf der Gesehung war,

daß er leben würde; aber er fühlte sich sehr alt.
Die Schwester kam und sprach leise zu ihm: sie bringe ihm seine Post- dek letzten Zeit, der Arzt erlaube es; und zu Abend würde Besuch für ihn da sein: seine Schwester sei getom- men, sie werde in der Dämmerung hier sein. — Er war ganz aufgeregt. Seine Finger zitterten noch ein wenig, als sie nach den Briefen und Karten griffen.
Nun sah er schon zu Hause, und es war milder Herbst mit sanfter Sonne und fallendem Laub. Die Schwester hatte ihn nach einiger Zeit mitnehmen dürfen, um ihn zu Hause gesund zu pflegen.
Dann ging er schon im Gatten neben dem Hause hin und her, stand am Zaun und sah die Straße in der Sonne liegen. Wenige Menschen ta- wnen vorüber, grüßten oder nickten — ganz wie einst. Die Glote der Klein- stadt schlug, in der Nachbarschaft spielte jemand Klavier, und ein Hund schlug ein paar mal an; Kinder ta- wnen mit einem Korren voll Feldfrüch- ten daher — wie einst. Die Hei- mat war noch immer schön und still um ihn.
Aber dann war ein plötzliches Auf- wachen in ihm, sein Blick weitete sich, sein Auge ward groß und er stand wie horchend. Das "Dort" und Drüben stand vor seiner Seele, da verfant die Stille und das Klein- städtch. Er war ja hinweggerückt gewesen aus diesem Leben ins Zeit- lose und er würde wohl noch einmal dahingehen; wenn er erst wieder ge- sund war...
Er machte seine ersten Gänge durch die Stadt: über den Markt, an der Schule und an der Kirche vorbei, da- nach in die Stille zwischen den Gär- ten vor der Stadt, wo die Bürger- frauen auf ihrem Ländchen die Früch- ten ernteten. Erste Männer waren ein paar mal zu ihm getreten, hatten ihn gefragt, und er hatte Antwort gegeben, aber in seinen Worten war ein fremder Klang gewesen, als spräche er von etwas Unmäßigem, Frem- dem, Fernem; und sie hatten eben- so zugestimmt, wie er erzählte. Als wäre all dies letzten Endes gar nicht zu verstehen von allen, die zu Hause lie- ben.
Einmal waren auch ein paar ganz junge Mädchen zu ihm getreten, als er am Zaun seines Gärtchens stand, und hatten seine Erlebnisse wissen wollen; denen hatte er gar nicht zu antworten vermocht; seine Blicke wa- ren weit fort gegangen über sie hin- weg, und unter seinem Schweigen wa- re sie wieder gegangen.
Nun ging er in der Stille und in der späten, aber milden Herbstson- ne, und in die Stille und Einfachheit wa- ren ihm lieb. Er kam auf die Prom- enade und ging unter den Linden dahin. Auf dem Turnplatz, wo die städtischen Turngeräte standen, spiel- ten Kinder. Sie hatten Säbel von Holz, Helme, Fägnchen in den Hän- den und einige auch Ringergewehr. Er blieb stehen und sah ihnen zu. Da mußte er lächeln, als er sah, wie ihre Seele, begeistert, selbstverloren, im Spiel sich auslebte. Aber er erkannte auch, daß ein Kind, daß alle Kinder, wenn sie auch mißgeriffen waren von den Ereignissen der Zeit, doch fast ge- zittlos lebten; eben in ihrem Spiel; aus den Ereignissen der Zeit nahmen die Kinder so viel, als sie brauchten, um ihre Seelen groß, begeistert, gläu- big zu fühlen; im übrigen aber leb- ten sie ganz ihr Leben, fast jensei- ter der Welt...
Die Kinder sahen ihn, den Sol- daten, lächelten ihn an; der größte von ihnen stellte die Kolonne zurecht, kommandierte: Bataillon marsch! und: Augen links! und so zogen sie vorbei. Da dankte er, legte die Hand an die Wüge, lächelte und nickte...
Aber schon ging wieder sein Auge weit. Das Ungeheure stand fern; manchmal war es, es klinge ein Ton, ein Dröhnen herüber, aber es stand fern, wie jenseit; wochenlang nun schon... Er war dagewesen, er würde wieder hingehen. Wer konnte es hier verstehen?
Aber da sah er etwas Neues. In der Sonne, die schräg herfiel, un- ter den Linden, auf einer Bank saßen die alten Mütter, Großmütter und strikten; er grüßte sie, und da bat ihn ihrer eine, er möchte sich herzusetzen und ihnen erzählen. Und da konnte er nicht anders, er mußte das tun. Und als er so erzählte, fühlte er, daß es wie ein Faden ging, wie eine Lei- tung von ihm zu ihnen, und daß alle diese alten Herzen eine Abnung hatten von der Größe und dem Ueberzeitli- chen, das die Erde erschütterte.
Er fühlte es, als jede der Alten ihm erzählte, welcher ihrer Entel und Neffen mit dabei, im Krieg, wann sie alle zuletzt geschrieben hatten, und daß es aus ihren Briefen so gellungen hätte wie aus dem, was er eben er- zählt hatte. Auch waren einige schon gefallen, und die Frauen, die davon erzählten, hatten wohl ein heimliches Zittern in der Stimme...
Danach aber war eine große Stille, als lauchten sie nun alle aus ihrer friedlichen Kleinstadttrübsung heraus ins Jenseits, in die Hölle, in den Lärm des dort — das Un- geheure...
Er machte seine ersten Gänge durch die Stadt: über den Markt, an der Schule und an der Kirche vorbei, da- nach in die Stille zwischen den Gär- ten vor der Stadt, wo die Bürger- frauen auf ihrem Ländchen die Früch- ten ernteten. Erste Männer waren ein paar mal zu ihm getreten, hatten ihn gefragt, und er hatte Antwort gegeben, aber in seinen Worten war ein fremder Klang gewesen, als spräche er von etwas Unmäßigem, Frem- dem, Fernem; und sie hatten eben- so zugestimmt, wie er erzählte. Als wäre all dies letzten Endes gar nicht zu verstehen von allen, die zu Hause lie- ben.
Einmal waren auch ein paar ganz junge Mädchen zu ihm getreten, als er am Zaun seines Gärtchens stand, und hatten seine Erlebnisse wissen wollen; denen hatte er gar nicht zu antworten vermocht; seine Blicke wa- ren weit fort gegangen über sie hin- weg, und unter seinem Schweigen wa- re sie wieder gegangen.
Nun ging er in der Stille und in der späten, aber milden Herbstson- ne, und in die Stille und Einfachheit wa- ren ihm lieb. Er kam auf die Prom- enade und ging unter den Linden dahin. Auf dem Turnplatz, wo die städtischen Turngeräte standen, spiel- ten Kinder. Sie hatten Säbel von Holz, Helme, Fägnchen in den Hän- den und einige auch Ringergewehr. Er blieb stehen und sah ihnen zu. Da mußte er lächeln, als er sah, wie ihre Seele, begeistert, selbstverloren, im Spiel sich auslebte. Aber er erkannte auch, daß ein Kind, daß alle Kinder, wenn sie auch mißgeriffen waren von den Ereignissen der Zeit, doch fast ge- zittlos lebten; eben in ihrem Spiel; aus den Ereignissen der Zeit nahmen die Kinder so viel, als sie brauchten, um ihre Seelen groß, begeistert, gläu- big zu fühlen; im übrigen aber leb- ten sie ganz ihr Leben, fast jensei- ter der Welt...
Die Kinder sahen ihn, den Sol- daten, lächelten ihn an; der größte von ihnen stellte die Kolonne zurecht, kommandierte: Bataillon marsch! und: Augen links! und so zogen sie vorbei. Da dankte er, legte die Hand an die Wüge, lächelte und nickte...
Aber schon ging wieder sein Auge weit. Das Ungeheure stand fern; manchmal war es, es klinge ein Ton, ein Dröhnen herüber, aber es stand fern, wie jenseit; wochenlang nun schon... Er war dagewesen, er würde wieder hingehen. Wer konnte es hier verstehen?
Aber da sah er etwas Neues. In der Sonne, die schräg herfiel, un- ter den Linden, auf einer Bank saßen die alten Mütter, Großmütter und strikten; er grüßte sie, und da bat ihn ihrer eine, er möchte sich herzusetzen und ihnen erzählen. Und da konnte er nicht anders, er mußte das tun. Und als er so erzählte, fühlte er, daß es wie ein Faden ging, wie eine Lei- tung von ihm zu ihnen, und daß alle diese alten Herzen eine Abnung hatten von der Größe und dem Ueberzeitli- chen, das die Erde erschütterte.
Er fühlte es, als jede der Alten ihm erzählte, welcher ihrer Entel und Neffen mit dabei, im Krieg, wann sie alle zuletzt geschrieben hatten, und daß es aus ihren Briefen so gellungen hätte wie aus dem, was er eben er- zählt hatte. Auch waren einige schon gefallen, und die Frauen, die davon erzählten, hatten wohl ein heimliches Zittern in der Stimme...
Danach aber war eine große Stille, als lauchten sie nun alle aus ihrer friedlichen Kleinstadttrübsung heraus ins Jenseits, in die Hölle, in den Lärm des dort — das Un- geheure...
Er machte seine ersten Gänge durch die Stadt: über den Markt, an der Schule und an der Kirche vorbei, da- nach in die Stille zwischen den Gär- ten vor der Stadt, wo die Bürger- frauen auf ihrem Ländchen die Früch- ten ernteten. Erste Männer waren ein paar mal zu ihm getreten, hatten ihn gefragt, und er hatte Antwort gegeben, aber in seinen Worten war ein fremder Klang gewesen, als spräche er von etwas Unmäßigem, Frem- dem, Fernem; und sie hatten eben- so zugestimmt, wie er erzählte. Als wäre all dies letzten Endes gar nicht zu verstehen von allen, die zu Hause lie- ben.
Einmal waren auch ein paar ganz junge Mädchen zu ihm getreten, als er am Zaun seines Gärtchens stand, und hatten seine Erlebnisse wissen wollen; denen hatte er gar nicht zu antworten vermocht; seine Blicke wa- ren weit fort gegangen über sie hin- weg, und unter seinem Schweigen wa- re sie wieder gegangen.
Nun ging er in der Stille und in der späten, aber milden Herbstson- ne, und in die Stille und Einfachheit wa- ren ihm lieb. Er kam auf die Prom- enade und ging unter den Linden dahin. Auf dem Turnplatz, wo die städtischen Turngeräte standen, spiel- ten Kinder. Sie hatten Säbel von Holz, Helme, Fägnchen in den Hän- den und einige auch Ringergewehr. Er blieb stehen und sah ihnen zu. Da mußte er lächeln, als er sah, wie ihre Seele, begeistert, selbstverloren, im Spiel sich auslebte. Aber er erkannte auch, daß ein Kind, daß alle Kinder, wenn sie auch mißgeriffen waren von den Ereignissen der Zeit, doch fast ge- zittlos lebten; eben in ihrem Spiel; aus den Ereignissen der Zeit nahmen die Kinder so viel, als sie brauchten, um ihre Seelen groß, begeistert, gläu- big zu fühlen; im übrigen aber leb- ten sie ganz ihr Leben, fast jensei- ter der Welt...
Die Kinder sahen ihn, den Sol- daten, lächelten ihn an; der größte von ihnen stellte die Kolonne zurecht, kommandierte: Bataillon marsch! und: Augen links! und so zogen sie vorbei. Da dankte er, legte die Hand an die Wüge, lächelte und nickte...
Aber schon ging wieder sein Auge weit. Das Ungeheure stand fern; manchmal war es, es klinge ein Ton, ein Dröhnen herüber, aber es stand fern, wie jenseit; wochenlang nun schon... Er war dagewesen, er würde wieder hingehen. Wer konnte es hier verstehen?

Die Prinzessin in lila.

Von Annette Albert.
Die Prinzessin zitterte vor Mut. Sie hatte die kleinen Häufte geballt, ihre Augen blühten unter Tränen, sie knirschte mit den Zähnen, die dunklen Haare flogen, als erbeben sie mit im Jörn — ihr ganzer Körper war eine einzige große tobende Aufregung.
Im Hintergrunde des Zimmers stand eine Hofdame: alt, faltig, mit magerer aristokratischer Figur. Sie stand steif, würdig, mit entsehter Seele ob dem, was sie sah. Wie konnte sich die Prinzessin so gehen lassen! Diese wilde Empörung über den Befehl des Königs — — — Schließlich, das war es denn beson- deres, das es Majestät ihr hatten lassen lassen! Man wüßte die Frau Prinzessin nicht immer in lila zu sehen. Ein Jahr sei sie nun am Hofe als Gemahlin des Thronfolgers Prinz Philipp, und niemals trage sie sich anders als lila. Man habe geglaubt, sie würde mit der Zeit von selbst davon abkommen, würde sich kleiden wie alle übrigen, sie solle ja ganz und gar aus dem Rahmen mit ihren Kostümen. Man habe Geduld gehabt, aber nun — Majestät wüßte die Frau Prinzessin anders zu sehen: man räume die lila Gewän- der hinweg!
Der ganze Hof hatte schon längst auf diese Willensäußerung des Kö- nigs gewartet. Es war ja auch auf die Dauer unmöglich — — —
Prinz Philipp trat ins Zimmer. Er war groß, dick, mit semmelblon- den Haaren und einem roten, gut- mütigen Gesicht. Er wachte von dem Befehl des Königs und er verstand diesen Wunsch seines Vaters — ge- wiss, ja, es war peinlich, daß die Prinzessin sich so gar nicht anpassen konnte. Er allerdings hätte ihr vorläufig die lila Gewänder ruhig gelas- sen, denn er liebte seine kleine Frau, er freute sich, wenn sie vergnügt war, und dann — er war bequem. Aus- einanderfahrungen vermied er gern.
"Wißt Du schon?" rief ihm die kleine Prinzessin entgegen.
Er sah die Tränen in ihren Augen und die Falte zwischen den Brauen. Ein Wint — und die Hofdame schwand wie ein Schatten aus dem Zimmer.
Der Prinz ließ sich schwerfällig in einen Sessel fallen und legte mit ei- ner großvaterhaft gottesgegebenen Miene die Hände ineinander: "Ja, mein Kind, mein Vater hat es befoh- len..."
Der Prinz hob abwehrend die Hand: "Mein liebes Kind, er ist der König, das Oberhaupt der Fam- ilie. Da kann man nichts tun — was willst Du?" Und er wogte den mächtigen Körper wie pendelnd hin und her.
"Das ist erbärmlich, daß man mich zwingen will — zwingen..." Und sie preßte die Häufte gegeneinander. "Sei doch vernünftig, Du."
Die Prinzessin sah zum Fenster hinaus, ihrem Gemahl den Rücken zutehend.
Prinz Philipp blühte unerschuldig zu ihr hinüber. "Nun ist sie auf mich auch böse — natürlich," dachte er. "Teufel, diese langweiligen Gesich- ten! Ich kann doch nichts dafür."
"Gutes Kind," fing er von neuem an, "siehst Du, wenn ich König wäre..."
Wie von einem Schlage getroffen, fuhr die Prinzessin herum, stieß einen Schrei aus wie ein halbtoterdrühtes Juchender, breitete die Arme weit aus- einander und jubelte: "Ah, wenn ich Königin bin, wenn ich erst Königin bin!" Sie klatschte in die Hände und rief übermütig: "Ich werde lila gehen. Du wirst lila gehen — der ganze Hof wird lila gehen — lila — lila!" Und sie sprang dem Prinzen auf den Schoß und warf die Arme um seinen Hals. "Das ganze Königreich soll lila gehen — das ganze Königreich soll lila gehen — — — ah, bitte, bitte, ver- sprech mir." Und sie drückte sei- nen semmelblonden Kopf so fest, daß ihm fast der Atem verging.
"Welch ein Segen, daß sie wieder fidel ist," dachte er aufatmend; und während er versuchte, seinen Kopf frei zu bekommen, rief er lustig, dröh- nend: "Sollst es haben, das lila Königreich — na ja, sollst es haben!"
Sie strahlte vor Glückseligkeit.
"Wenn ich erst Königin bin..."
Und sie begann zu plaudern, fröhlich, ausgelassen, wie es dann sein würde. Und Prinz Philipp hörte zu, amü- sierte sich über ihre dröseligen Reden, lächelte breit und behäbig zu allem, sagte: "Ja, ja!" und verstand kein Wort von dem, was sie sprach.
An diesem Tage waren sie beide sehr glücklich.
Als der Prinz abends sein Schlaf- gemach aufsuchte, dachte er: "Wirt- lich, ich muß dieser kleinen Frau eine besondere Freude machen — ist ja ein närrisches Verführchen, aber zu niedlich war sie heute — zu nied- lich."
Am anderen Tage ließ er ganz heimlich den Hofschneider kommen und bestellte ein lila Gewand aus weicher glänzender Seide. Und als es ihm nach vierundzwanzig Stun- den geliefert wurde, zog er es ganz heimlich am Abend an und ging hinüber zu seiner Frau.
Die Prinzessin lag im Bett, als

die Tür aufging und ihr Gemahl eintrat. Sie fuhr empor und starrte fast erschrocken die massive Gestalt im lila Seidengewand an.
Dieser Blick verwirrte Prinz Phi- lipp. Er blieb unerschuldig in der Türschwelle stehen. Höflicher, wie eine Puppe, drehte er den diesen Kopf, der rötter und plumper als sonst aus- sah; mit der Rechten hatte er umgeschü- det die langen Falten des Kleides auf- gerollt, als fürchte er, darüber zu stol- pern. Es war ihm unbeholdig in diesem Rod, der so gar nicht zu ihm paßte. Er empfand selbst — dumpf, unklar — das Hüttest Du nicht tun sollen. Und dazwischen dachte er: "Wie benimmt man sich nur in sol- chem Kostüm? Soll ich ernst sein, oder heiter, oder..."
Aber bevor er einen Entschluß ge- schafft hatte, schallte vom Bett her ein lautes Gelächter. Kein harmloser, kindlicher Jubel war es — nein, die Prinzessin schrie, sie brüllte vor La- chen; sie warf sich zurück in die Kis- sen und wand sich vor Gelächter; wie ein Krampf schüttelte es sie; sie biß in die weichen Decken, sie vergarb ihr Gesicht, und konnte es doch nicht ein- halten, konnte es nicht dampfen, das große, unbehändige Lachen.
Prinz Philipp war wie versteinert. Zuerst hatte er mitlachen wollen, aber dann schien ihm das unfinnig; dieses nicht endenwollende Gelächter ärgerte ihn — er kam sich selbst so hams- wurtmäßig vor.
"Mein Gott, so höre doch auf — was soll man im Schloß denken!"
Die Prinzessin ließ sich auf die Lippen, schielte verstockt zu ihrem Mann hinüber, schludte, würgte — und das Lachen brach von neuem los, unaufhaltsam.
Der Prinz wurde ungehalten. Er stand jetzt dicht am Bett, und trat hilflos von einem Fuß auf den an- deren. "So nimm Dich doch zusam- men! Mein Gott, ja, es ist späh- haft, ja — aber nun ist's genug. Also, ich bitte Dich, hör' auf."
Mit einem Male lachte die Prin- zessin nicht mehr. Sie sah ihren Mann an, ganz ruhig, mit einem stillen, nachdenklichen Ernst. Und dann, langsam, mit einer müden Traurig- keit sagte sie: "Du kannst nie ein König in lila sein."
Er war froh, daß sie nicht mehr lachte, obwohl ihm dieser plötzliche Ernst etwas unheimlich war. Gut- mütig, wie beschwichtigend, streichelte er sie. "Ist ja auch Unfinn, diese ganze lila Geschichte. Ist ja nur ein Späß."
Sie legte sich zurück und wandte den Kopf zur Seite. Ein rudweises Stöhnen ging durch ihren Körper, wie ein Schüttelfrost, ein...
"Sie wird doch nicht nochmals an- fangen zu lachen," dachte der Prinz ängstlich und beugte sich über sie.
Da merkte er, daß sie weinte.
Der arme Philipp war ratlos. Er setzte sich neben das Bett, versuchte innerlich alles, was lila war und da- mit zusammenhing, und benahm sich jählich, tröstend, wie ein guter Papa zu seinem verwöhnten Töchterchen.
Das Weinen der Prinzessin wurde stiller. Eine große trübe Mattigkeit überfiel sie.
Ihr ganzes lila Königreich versank vor ihr.
"Mein Königreich wird sein wie alle anderen Königreiche — — — Philipp kann nie lila tragen — nein, es wäre ja lächerlich. Und alle die übrigen am Hofe, sie würden ebenso tömlich aussehen — — —"
Sie lag jetzt still, mit geschlossenen Augen. Der Prinz glaubte, sie schlief, und ging leise aus dem Zim- mer.
Und die kleine Prinzessin dachte weiter: "Und ich? Auch ich werde wie die anderen sein — gerade so — — Nur manchmal, wenn ich allein bin, ganz allein, dann will ich diese weinigen lila Gewänder anziehen — — niemand soll es sehen — — — niemand soll es wissen — — —"
Herr Käsebeimchen auf dem Kriegs- schauplatz.
Herr Gottlieb Käsebeimchen, der geniale Kriegserfinder der "Boschpapper- Stammtisch- Ange- lers", hatte kürzlich Gelegenheit, ein Lager gefangener Feinde zu besich- tigen. Ein französischer Flieger-Offi- zier, der sich trotz aller Mißfolge seiner Kameraden sehr geringfügig über die deutschen Luftpiloten aus- sprach, prahlte auch ihm gegenüber gewaltig.
"Hah", sagte er, "unser Begout könnt ihr Deutschen uns doch nicht nachmachen! Der fliegt fumbenlang mit dem Kopf nach unten."
"Ei ja, mei tütestes Härtchen," er- widerte Herr Käsebeimchen, "da kann er sich nu freilich recht; mit Deibchen behalten ee nämlich de; Gobb stübt oben!"
Von einem anderen Gefangenen wurde Herr Käsebeimchen gefragt, was er von dem Einfall der Fran- zosen im Elsch halte.
"Mein Verahdeste," entgegnete er offen, "wenn Es ämal wieder so änn gescheiden Einfall haben sollten, dann behalben Se'n gimfich Hever für sich; sonst wärd nämlich wieder ü Reinfall drou!"